

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingeblante Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Leere Drohungen.

Es ist merkwürdig; wir befinden uns mitten im Hochsommer, der preussische Landtag ist bis in den November vertagt und der Reichstag ist geschlossen. Eine Möglichkeit zu einem Konflikt zwischen Regierung und Parlament ist für absehbare Zeit nicht gegeben. Das Herr v. Bethmann Hollweg auch nur die geringste Neigung haben sollte, den Reichstag vor der üblichen Zeit, also etwa der Mitte des November, wieder einzuberufen, dafür liegt nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit vor. Für einen Zeitraum von schlecht gerechnet vier Monaten hat die liebe Seele also noch Ruhe; auch pflegt im allgemeinen Lauf der Dinge ein Konflikt nicht gleich am Anfang einer neuen Session zu stehen. Und trotzdem wollen die Gerüchte über eine nahe bevorstehende Auflösung des Reichstags in Verbindung mit Winterwahlen nicht verstummen. Bald heißt es, daß die Regierung eine partielle Befreiung der parlamentarischen Immunität in Verbindung mit einer Verschärfung der Geschäftsordnung des Reichstags fordern wolle oder solle; und wenn der Reichstag nicht gehörig vor einem solchen Anknüpfen Kotau machen werde, dann müsse er umgehend nach Hause geschickt werden. Bald wird die Befreiung der Reichsvereinssteuer in Aussicht gestellt, abermals mit der Bedingung einer Reichstagsauflösung. Und gestern wurde sogar berichtet, daß die Reichsregierung für mehr als eine halbe Milliarde kriegsbedingte Bahnen bauen wolle, gleichfalls unter der Bedingung einer Reichstagsauflösung. Und wer vertritt die unvernünftige Auffassung unter der Hand, daß man eigentlich mit solchen Kraftmitteln sprechen, und wer verbirgt sein Gesicht hinter der Dönnemäse?

Daß eine derartige Politik der Kraftmeierei auf den leitenden Staatsmann zurückzuführen sein sollte, ist nicht eben wahrscheinlich. Herr v. Bethmann Hollweg hat in diesen Tagen, wenn es ihm sonst danach uns Herz war, sein fünfzigjähriges Jubiläum als deutscher Reichstagsminister feierlich begehen können. Man mag an seiner Geschäftsführung auszuweisen haben, so viel man will, und wir selbst haben recht häufig aus unserer abweichenden Ansicht kein Hehl machen können. Aber so viel hat sich doch aus diesen fünf Jahren ergeben, daß Herr v. Bethmann Hollweg sein Freund und Politik der brutalen Faust ist. Ihm war es viel weniger darum zu tun, große Teile des Volkes und ihre parlamentarischen Vertreter vor den Kopf zu stoßen, als sie nach Möglichkeit zur praktischen Arbeit heranzuziehen. Man darf hinzufügen, daß es ihm mehr als einmal überraschend gut gelungen ist. Im ganzen ist er dank seiner Methode der wechselnden Mehrheiten erfolgreicher gewesen, als zunächst erwartet werden konnte. Es wäre natürlich denkbar, daß es Herr v. Bethmann Hollweg zum einmal anders herum versuchen wollte. Aber sehr wahrscheinlich ist es nicht, daß er sich nun plötzlich auf Gnade und Ungnade in die Hände einer bestimmten Partei oder Parteiopposition begibt. Er ist doch wohl mehr der Getriebene als der Treiber bei den die Luft durchschwirrenden Auflösungsgerüchten.

Wo das eigentliche Lager der Unzufriedenen ist, danach braucht man nicht weit zu suchen. Die „kleine, aber mächtige“ Partei, die Preußen als ihre bessere Domäne anrechnet, ist mit der Entwicklung im Reich sehr wenig zufrieden. Alles, was geschieht, geht ihr gegen den Strich. Sie muß das „bittere Brot der Minderheit“ im Reichstag essen,

und sie sieht, daß die Entwicklung immer weiter in einer ihr unangenehmen Richtung fortschreitet. Auf normalem Wege hat sie auch keine Aussicht, das verloren Terrain wieder zu gewinnen. Bei den wirtschaftlichen und politischen Tendenzen, die heute die Masse des Volkes bestimmen, kann die konservative Partei nur verlieren, nicht gewinnen. So rückt sie auf der schiefen Ebene der Desperado-Politik immer weiter. Was im normalen Lauf der Dinge unmöglich erscheint, das läßt sich vielleicht durch einen klugen Handstreich erringen. „Sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu betriebligen ist schwer“, nach diesem Grundsatz hofft offenbar die konservative Partei sich wieder einen Anteil an der Macht verschaffen zu können mit dem besten Vorbehalt, dann aber auch einmal gründlich aufzuräumen. In solche Gemütsverfassung paßt allerdings der Wille zu einer Reichstagsauflösung vortrefflich hinein.

An Mittläufern fehlt es den Konservativen nicht. Die ihnen eng verbündeten Agrarier brauchen einen gefügigen Reichstag, um ihr „Ideal“ des ländlichen Jolkstums in Verbindung mit einigen anderen wirtschaftlichen Zielen in der Richtung einer Beschränkung der Freizügigkeit zu verwirklichen. Die Schärferen möchten wieder gar zu gern den Arbeiterorganisationen auf den Leib rücken und die soziale Gesetzgebung etwas rückwärts revidieren. Es kommen noch andere unsichere Kantonisten dazu, die in einer reaktionären Art im Trüben fischen zu können hoffen. Ganz besonders darf man die Vertreter der Rüstungsinteressen nicht außer Acht lassen, denen selbst die großen Militär- und Flottenverwilligungen der letzten Jahre nur ein mitleidiges Achselzucken entlocken, und die einen Reichstag wünschen, der selbst bei den wahnsinnigsten Rüstungsforderungen nur noch untertänigst „zu Befehl“ sagt. Die Kreise und manche anderen guten Leute und schlechten Musikanten bereuen sich Tag für Tag in der Hoffnung auf eine nahe bevorstehende Reichstagsauflösung und schreien wie die Gänse des Kapitols, daß das Vaterland in Gefahr sei.

An sich hat das alles so gut wie nichts zu befagen. Die einzige Gefahr, die von dieser Seite droht, liegt in der Suggestion. Es wäre immerhin denkbar, daß sich breitere Kreise des Volkes von dem Auflösungsrumor anstecken lassen und gleichfalls unsere parlamentarischen Zustände für bedrohlich halten. Gerade deshalb kann nicht deutlich genug gesagt werden, daß es sich bei diesem Auflösungsgerede um nichts als um leere Wünsche und leere Drohungen handelt. Aber es gibt noch ein besseres Mittel, um die erhitzen Köpfe abzukühlen. Man muß ihnen deutlich machen, daß sie bei einer Auflösung des Reichstags nur noch tiefer in die Tinte geraten würden. Gerade deshalb sind solche Vorgänge wie die Wahl in Koblenz so erfreulich. Sie lassen keinen Zweifel daran, wie heute im Volk der Wind weht. Er geht nach links und nicht nach rechts. Es wäre im höchsten Maße wünschenswert, daß auch die heutige Nachwahl in Labiau-Wehlau, wenn schon nicht den fortschrittlichen Sieg, so doch eine Vermehrung der fortschrittlichen Stimmen bringt. Solange die Linke des Reichstags stark und heilig bleibt, und solange sich ihre Gegnerlagen müssen, daß sie noch immer mehr Boden im Volk gewinnt, wird man eine plötzliche Auflösung des Reichstags kaum zu befürchten haben, und wenn sie doch kommen sollte, wird man darauf die entsprechende Antwort geben können.

Abdankung Huertas.

Carbajal provisorischer Präsident von Mexiko. — Zuerst Abschied von seinem Lieblingscafé. — Das letzte Glas.

(Kabel-Telegramm unseres Korrespondenten.)

Mexiko, 16. Juli.

Huerta hat gestern nachmittag abgedankt. Der mexikanische Kongress vereidigte um 7 1/2 Uhr abends den bisherigen Minister des Auswärtigen Francisco Carbajal als provisorischen Präsidenten. Die Abgeordneten und die Menge bereiteten Huerta stürmische Ovationen. Mit Huerta sind zugleich alle Mitglieder des Kabinetts zurückgetreten. In dem neuen interimistischen Kabinett wird General Garcia Pena an Stelle Blanquets Kriegsminister werden. Garcia Pena trat bei Beginn der amerikanischen Invasion wieder in das Heer ein, hatte sich vor acht Tagen aber erneut aus der Herkulesliste streichen lassen. Auch Rafael Hernandez, der schon unter Madero Minister war, soll dem neuen Kabinett angehören. Die Generale Villa, Obregon und Gonzales sind auf dem Marsch gegen die Stadt Mexiko. In Washington ist man bemüht, auf Carbajal einzuwirken, daß bei dem Einzug der Rebellen in die Stadt Mexiko Greuelthaten vermieden werden. Die Aufständischen sollen den Tod dreißig hoher Offiziere der Regierungstruppen beschlossen haben. Den Huerta treuen Truppen droht Tod oder Gefangenschaft. Carranza fordert Carbajal auf, den Konstitutionalisten die Regierung zu übergeben. Huerta hat die Stadt Mexiko in einem Automobil verlassen und neunzehn Meilen vor der Stadt einen Zug bestiegen, der ihn nach der Küste bringt. Er war begleitet von dem bisherigen Kriegsminister Blanquet und anderen Anhängern. Die neue Regierung hatte ihm mehrere Automobile zur Begleitung mitgeschickt, die aber nur acht Mann mit Gewehren und einige befreundete jüngere Offiziere mitführten. Vor der Abreise, um 8 1/2 Uhr abends, hatte Huerta noch einmal sein Lieblingscafé „Globo“ besucht. Man hielt Reden auf ihn und er antwortete pathetisch, er wolle sein letztes Glas mit seinen Freunden trinken. Er leerte es auf den neuen Präsidenten. Als Huerta aus dem Café heraustrat, umarmt man ihn, und die angesammelte Volksmenge ruft: „Viva Huerta!“ Alles ist von der Furchtlosigkeit Huertas begeistert. Alle Truppen, alle Freunde und Minister waren schon fort, nur er war geblieben.

Freilassung des „Spionageverdächtigen“ Oberlehrers Nagel.

(Telegramme unseres Korrespondenten.)

Görlitz, 16. Juli.

Nach längeren telegraphischen Verhandlungen mit dem Landrat in Briesen ist der in Dobroszitz vorgelagerte Oberlehrer Dr. Nagel aus Anklam von dem Hinterpommerschen Kreisgericht wieder in Freiheit gesetzt worden.

Paris, 16. Juli.

In Toulon ist eine Prostituierte namens Maria, die polnischen Herkunft ist, unter dem Verdacht der Spionage verhaftet worden. Die galante Dame, die durch ihre umfangreiche Korrespondenz den Verdacht der Behörden erregte, hielt sich seit zwei Monaten

ihm verplaudert und mich an seiner gedankenvollen Unterhaltung tiefinnerlich erfreut. Dem Baron Berger war ein Gesprächskünstler, wie ich ihm nie zuvor begegnet bin. Tiefe und spielende Worte, Gedanken und Einfälle strömten ihm in ungebändigter Fülle zu und rundeten sich ungefragt zu einem Kunstwerk, das über die flüchtige Stunde hinaus den Atem des Lebens in sich festgehalten hat. In Sant Wolfgang war es, wo ich aus seinem Munde die Bemerkung hörte:

„Anfer Leben gleicht einem Roman, der uns in täglichen Fortsetzungen geliefert wird — erst in einer anderen Welt bekommen wir ihn als fertiges Buch in die Hand“ . . .

Wir haben damals beide nicht geahnt, daß ein Vorklang des Todes in diesen Worten gebohrt hat . . .

Wir haben oft und oft gemeinsam das Problem erörtert, wie es nur kommen mag, daß das schöne Gelände am Wolfgangsee mit seinem Rund von Bergen, seinen verlockenden Wald- und Höhenwegen, der ganzen Boche seiner Landschaft bis in die erste Hälfte des Juli hinein fast freudenleer ist? Selbst Wodewer, der sich sonst einer so erfreulich nüchternen Sachlichkeit befleißigt, hat eine verstaubte Amwandlung von Lyr, wenn er von Schafberg spricht. Er nennt ihn den Nigi von Oberosterreich. Leider aber hat dieser Nigi den unwürdigen Einfall gehabt, nicht in der Schweiz seine unwiderbare Ausichtswarte aus dem Erdboden zu heben, sondern im Salzammergut, Die Berge, die auf jeder Talsohle ragen, sind keine Antimiettschönheiten. Sie ängeln nicht um unsere Bewunderung. Sie schreien uns ihre Reize nicht ins Gesicht. Sie gefallen sich in einem stillen, nur allzu stillen Selbstgenügen — und ihre Bewohner stören sie nicht in diesem unauffälligen Eigenleben.

Bleibst du auch, so wunderbar es klingen mag, der Schafberg unter seinem unglücklichen Namen geiten. Es ist nicht ganz gleichgültig, wie Menschen heißen, und es ist auch nicht gleichgültig, wie die Berge benannt werden. Wenn wir vom Finsterarhorn hören, hat schon das Wort eine suggestive Kraft, die große Vorstellungen in uns aufruft. Die Rabeninsel im Ponau lockt uns schon durch ihren Namen zu sich hinauf. Wenn zwei Felsengruppen im Dachsteingebiet „Die beiden Türme“ und „Das Jückerth“ genannt werden, trifft es unser Ohr wie ein lodendes Gebälge der Annuit mit der Ehebantheit. Und hören wir den Namen des Hochfönigs, so sehen wir in Geiste einen majestätischen Bergriesen mit einer vielzackigen Krone von Eiskristallen und einem Schneebald als Stirnreif. Der Name des Schafbergs aber hat etwas Verflüchtendes und Abklagendes. Der Bergpfad wird in ein Hirtenlied ver-niedlicht.

Mein Wanderziel!

An der Salzkammergut-Bahn.

Von [Nachdruck verboten.]

Oscar Blumenthal.

Seit nahezu zwei Jahrzehnten lebe ich gewissermaßen in Monotonie mit dem Salzkammergut. Ich kenne kein anderes Reiseziel neben ihm. Ich wohne ihm die Treue mit einer Beharrlichkeit, die man Beweise für meine ganze moralische Rückständigkeit bildet. Ich meine jede Einstellung in seinen Bergen. Ich habe alle Viehblößen einer Talweite durchwandert. Ich habe an jedem seiner tiefen-schattigen Seeböden lauthle Stunden der Einsamkeit durchgehört und durchträumt. Unter den Laubbäumen seiner Weiden mache ich meine Morgengänge. An den farbigen Blumenpostern seiner Blumenwiesen wird mein Auge jung. An dem Meerum seiner versteinerten Weiler treffe ich mich mit vergangenen Tagen, die in mich überfließen . . . und die Erinnerungen öffnen weit ihre Keldhe.

Seitdem ich mir dieses Wanderziel in glücklicher Einseitigkeit erlesen habe, hat der Kalender für mich eine neue Einteilung gewonnen. Das Jahr beginnt mir nicht am ersten Januar, sondern an dem Tage, da ich in Salzburg wieder die gemächliche Lokalbahn besteige, um in den Sommer hineinzuwandern. Es liegt eine tiefe Weisheit in dem Volksgebrauch, die Dauer eines Menschenlebens nach den Sommern zu zählen, die wir durchwachen. Der Winter ist nur ein langer lichtloser Tunnel, der keine andere Aufgabe hat, als einen Sommer mit dem anderen zu verbinden. So feiern ich denn den Jahresanfang immer erst Ende Mai in Salzburg, wenn ich wieder den ersten Hochgebirgszettel sehe, die den Häufern über die Täler fließen und mit ihrem reinen Schneeglanz in die Enge der Straßen rücken. Nun schmeige ich mich nachdenklich in die Postler der neuen Bahn, die ins Nöckel Tal hineinführt, und ich bin ihr dankbar dafür, daß sie dem modischen Karrierejäger so gründlich abdrückt. Es ist wahr, sie macht von dem Recht der schmaltzigen Landbahnen in ihrem bedächtigen Tempo vielleicht einen zu ausschließlichen Gebrauch. Die Lokomotivpfeife, die sie bei ihrer Abfahrt und hervorbrüllt, machen einen fast großsprecherischen Eindruck und man diehelt nur den Zweck, den Unterschied zwischen Stillstand und Bewegung, der für das Auge nicht bemerkbar ist, wenigstens für das Ohr zu betonen. Um so leichter macht sie es uns aber, das schöne Überdach der Landschaften, die sich vor uns ausbreiten, mit verlebter Freude, und Seite für Seite zu durchblättern.

Zuerst führt der Weg zwischen Feldbreiten und kleinen Dörfern, über die noch die Salzbürge Berge ihre Felsenstirnen heben. Bald verschwinden sie aber aus dem Gesichtsfeld — und wenn wir das langhinestreckte Dorf Talgau, das durch eine achtunggebietende Brauerei beherrscht wird, hinter uns haben, so springen schon die ersten Felsenmassen des Salzkammerguts ins Feld. Nicht lange dauert's, und der breite Wasserpiegel des Mondsees mit der mächtigen Silhouette der Dachsteinwand tritt in die Erscheinung. Nun bilden wir in die Dämmung der tiefgrünen Fichtenwälder. Wir sehen in manchem Felsenrauf noch den Wintersehne problem. Die Sonne schmürt ihre Strahlen wie Goldnetze um das graue Gewand und läßt den Sommer aus allen Felsaltären laden. Wenn wir noch einige Stationen weiter gekommen sind, dann schlägt plötzlich der Wolfgangsee sein blaues Auge auf — und wir bliken, immer aufs neue erlaunt, trotz zwanzigjähriger Gewöhnung, in eine Welt voll Annuit und Größe.

Nun sind wir in Sant Gilgen. Der Zug folgt jetzt hart am See allen Krümmungen des Ufers mit der Geschmeidigkeit einer Blind-schleife. Der schlanke nadelspitze Kirchturm von Sant Gilgen recht sich wolkenwärts wie ein aufgehobener Zeigefinger. Reizende Landhäuser, meist in gefälliger Holzarchitektur ausgeführt, als wären sie im Wald selbst gewachsen, umranken den Seehorizont. Das gemächliche Tempo der Fahrt läßt uns volllauf Zeit, um neugierig in die Gassen von Sant Gilgen hineinzu schauen. Literarische Erinnerungen klingen auf. Hier hat Marie v. Ebner alljährlich ihre Sommerast genossen, bis die Bespöhrerung des Alters die verzerrte Dichterin von ihrem Lieblingsbühl ferngehalten haben. Einige ihrer wertvollsten Erzählungen sind aus der frühjahrten Abgeschiedenheit des Salzkammerguts ausgeblüht. Wenn wir aufs andere Ufer bliken, wo Sant Wolfgang unter den grünen Weidenhängen der Schafberg-almen sich hindreht, kommt uns der Name Joseph Victor Schefel in den Sinn; hier hat der Dichter die mächtigen Eigenheiten seiner Bergpfadern geschaffen und die Legende vom Bischof Wolfgang von Regensburg in lyrischen Chorälen aufklingen lassen.

Auf einem bescheidenen Hügel, dicht hinter der Fahrstraße, steht ein häßliches Gebüß, das sich an den Rand des Waldes lehnt und über gewellte Wiesen aus vielen Fenstern in den See schaut. Es ist der Rindlinghof — und beim Anblick dieses friehlichen Bergpfades hüllt mich eine melancholische Erinnerung in ihre dichtesten Schleier. Hier hat Alfred Freiherr v. Berger seit den Tagen der Kindheit jeden Sommer verbracht. Hier ist er als Jüngling auf manchem verflochtenen Jägertrieb emporgelommen und hat alle Krümmen des Gebirges durchwandert. Hier habe ich noch in dem letzten Sommer vor seinem allzufrühen Heimgang köstliche Stunden mit